

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 3 (1913)
Heft: 28

Artikel: Das Wandern
Autor: E.S.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636931>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Und wie neckische Kobolde huschten sie durch die Fenster des Verterschen Hauses; sie durchleuchteten die düstern Räume und tanzten den Schreibern ganz ungeschert auf den gebuckten Nasen herum. Auf Franz schienen sie es besonders abgesehen zu haben, saß er doch dicht am Fenster; sie flühten über das weiße Papier, bildeten zierliche Kringel auf dem braungetönten Tisch; nun umwoben sie sein Haupt mit goldener Krone und raunten und wippten ihm törichte Dinge ins Ohr.

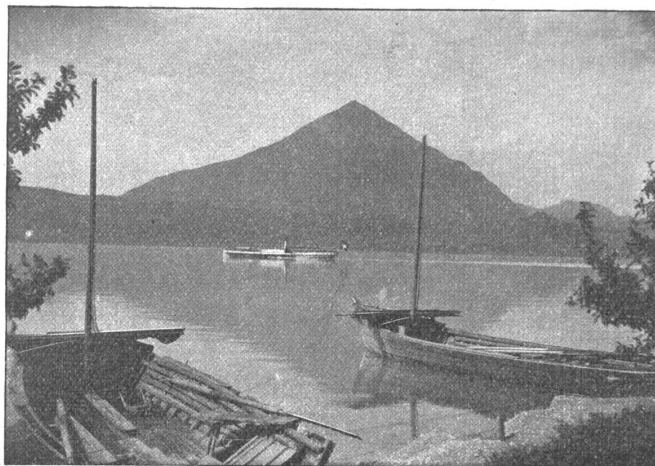
Franz verstand die lockenden Stimmen; er streckte den gekrümmten Buckel und dehnte die steifen Glieder. Ein späher Blick flog hinüber zu den Gefährten — die arbeiteten lautlos wie gut geölte Maschinen — und sein Auge wandte sich sehnsuchtsvoll nach Süden, wo sich die Berge erhoben, das verkörperte Land seiner Träume; die Lippen zuckten, die Brust hob sich in heftiger Bewegung, die Seele schlürfte erschauernd die hehre Schönheit — dann glätteten sich die erregten Wogen, das Haupt sank herab, die Hand glitt unablässig wieder übers geduldige Papier.

„Heut hat er ja alle Viertelstunden einen Anfall,“ zischelte Heinrich seinem Gefährten zu; Josef wagte ein leises Lächeln und beugte dann blitzschnell das blonde Haupt, als gälte es, für alle Drei die versäumte Zeit nachzuholen. Ein derber Stoß schreckte ihn auf; Heinrich stand dicht hinter ihm, seine Stimme klang heiser vor Aufregung: „Heute scheint was Besonderes los zu sein! Sie nur: eine Zeitung! Himmel stürz ein! Das Muster von Arbeitstier liest die Zeitung — während der Geschäftsstunden!“

Nun starrten beide nach dem Leser hinüber, der in seiner Vertiefung die übrige Welt vergaß; stets von neuem überflog sein Auge dieselbe Stelle, und doch mußte selbst Josef unbedingt zugeben, daß die Zeitung bloß der Anzeiger, die betreffende Stelle nichts anderes als ein Inserat sein konnte.

„Da ist etwas los, das ich ergründen muß,“ murmelte Heinrich; doch eine Tür rauschte, drei rote Köpfe duckten sich blitzschnell.

Raum hatte am Abend die Glocke Feierstunde verkündet, machte sich Franz auf den Weg; wie Buschräuber schlüpfen Heinrich und Josef hinter ihrem Opfer her und hätten doch nicht der geringsten Vorsicht bedurft; denn unbekümmert schritt Franz seines Weges, dem südlichen Außenquartier zu.



Am Chunersee, im Hintergrund der Riesen.

Vor einer zierlichen Villa blieb er stehen; ein Blick überflog den Holzbau im Oberländerstil, die Hand schob sich in die Tasche und förderte aus dunkler Tiefe die zerfitterte Zeitung. Sein Auge suchte die blau angestrichene Stelle, heftete sich auf die Adresse unter dem Klingelzug, es stimmte vollkommen: bei Frau Professor Brink war ein sonniges Zimmer zu vermieten. In schnellem Entschluß riß er an der Glocke, daß ein gellender Ton die Stille des Hauses jäh unterbrach.

Ein junges Mädchen erschien auf der Schwelle und maß den Besucher mit blitzenden Augen; über die tiefroten Lippen drang es ungemein energisch: „Wer läutet denn Sturm in unserm friedlichen Hause?“ Doch Franz stand und starrte wie verzaubert auf die holde Erscheinung: drüben in ferner Ecke raunte Heinrich seinem Gefährten zu: „Das reinst Dornröschen — der verfluchte Schwerenöter!“

Ein feines Rot glitt über des Mädchens Wange, ihre Stimme klang milder: „Was wünschen Sie, mein Herr?“

„Franz Walder ist mein Name, ich bin gekommen —“ Weiter brachte er es nicht, die Stimme blieb ihm im Halse stecken; sein Auge haftete voll kindlichen Erstaunens auf der feinen Gestalt, auf dem blühenden Gesicht, das widerspenstige Blondhärchen gleich leuchtenden Sonnenfäden umwoben, und die alte Schüchternheit lähmte seine Glieder.

(Fortsetzung folgt.)

□ ■ Das Wandern. □ □



Amjeln, Trommeln wirbelten; dann setzte sich ein mäßig langer Zug junger Wandergesellen in Bewegung und verschwand

Lezthün gingen Weckrufe durch die Murrstraße unserer Stadt und rissen die späten Morgenschläfer aus den Federn. Im flimmerigen Schein der Frühsonne sammelte sich Jungvolk in der alten Allee. Flöten jubelten um die Wette mit dem trillernden Sang der

unter Wünscherufen, Händewinken und Tücherflattern der wehmütig Zurückbleibenden hinter den alten Bäumen. — Wohin sie gingen? — Hinaus in die gottgeschenkte, duftende, blühende Frühommerwelt, — fort aus der theerstinkenden, staubigen, ratternden und summennden Stadt, um sich von der Sonne durchwärmen, von den Winden durchlüften und vom Regen erfrischen zu lassen — kurz, um zu wandern.

Es ist noch gar nicht lange her, da herrschte unter den Handwerksleuten die Gepflogenheit, daß jeder Geselle, der etwas auf sich hielt und später Meister werden wollte, den Weg durch die Gaue seiner Heimat und darüber hinaus gegangen sein mußte. Er mußte „gewest“ sein, wenn er von seinen spätern Mitbürgern Achtung beanspruchen wollte. Und das war eine gottselige, schöne Zeit, wo jeder Frühling ein freies und gesundes Wanderleben schuf, wo die alles erquickende Sonne

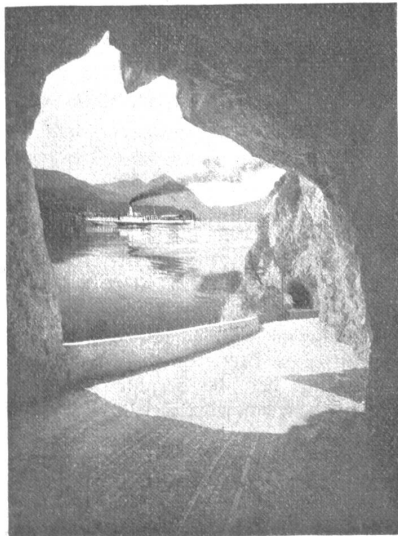


Merligen, Dorf mit Beatenberg.

im Herzen des Gefellen eine Jahrhunderte alte Sitte wachküsste und ihn mit dem Heimweh nach der Ferne erfüllte. — Wie viel Kraft, Humor und frischgeschöpfte Lebenskenntnis, wie viel Sinnenklarheit und Gemütsbereicherung gewann nicht die Jugend und das ganze Volk aus dieser sozial und wirtschaftlich fest begründeten Einrichtung. Schon ein Blick in unsere Volkspoesie lehrt uns davon. In ihr kehrt die Gestalt des Wanderburschen und sein Wesen immer wieder. In ihr finden wir den freien, willkommenen, scheidenden Gefellen und den übermütig frohen, abenteuerlustigen, losen oder den treu verbenden und sich mühenden Burschen.

Heute ist das Wandern keine wirtschaftliche und unmittelbar praktische Notwendigkeit mehr. Die modernen, immer vollkommener werdenden Beförderungsmittel haben es entbehrlich gemacht. Aber es will uns bedünken, daß wir allen Grund haben, es nicht nur aus hygienischen Gründen, sondern von Kultur wegen wieder zu wünschen. Es will uns bedünken, daß gerade unsere Zeit der endlosen Arbeit, mit den ununterbrochenen Schwingungen ohne lebendigen Inhalt, unser Leben der ab-

gestumpften Eindrucksfähigkeit, einen Wurzelboden abgeben könnte, für eine neue Entfaltung der alten Wandersfreude. Tief eindringen in unser Volk sollte sie; so tief in sein Gemüt hinein, daß sie ihm zu einem Bedürfnis wird, das nicht minder fest wurzelt, als ein solches des praktischen Lebens. Dann könnte das Wandern wieder Sitte werden, wie es einst gewesen ist.



Die romantische Merligenstrasse.

Am Weg zu diesem Ziele wird seit Jahren gebaut. Von Deutschland kam die Anregung her, wo ganze Vereinigungen sich ausschließlich dem Wandern widmen. Nun hat der Keim auch bei uns Wurzel gefaßt. Die Jugend vor allem begeistert sich dafür; die Schulen, Behörden und Vereine suchen zu unterstützen und zu fördern. Nach und nach beginnen alle Stände aufmerksam zu werden, denn die Bewegung drängt von unten herauf, von der Jugend und dem Volke her. Und die Erfolge, die bis heute erkämpft wurden, wecken freudige Hoffnungen auf eine kommende, auch bei uns wieder heimisch werdende Sitte. Fast jedes Jahr bilden sich unter dem Vorstand und der Anleitung eines Älteren, Schüler-Wandergruppen, wie die eingangs erwähnte, die zuverlässige Gedanken, klare Absichten und feste Kulturwünsche zum Geleite haben, Wünsche von edlem Zeit- und Dauergehalt. Sie wollen zum Sehen erziehen, das Glück der Augen und der Seele genießen lernen, sich für spätere Zeiten bessere Freuden verschaffen, als die der Kneipen. Das Wandern soll die Jugend zur Freiheit führen, weg vom Zwang der Stadt und all der ertötenden Künst-

lichkeit des Städterdaseins. Es soll ihnen gesündere Lebensformen mit stark ausgeprägtem Verantwortlichkeitsgefühl beibringen. Diese Jungen, die Kommenden unseres Geschlechts, wollen sich mehr erwandern, als bloß gesunden Schlaf und guten Appetit, das wissen die Führenden; wohl aber die Liebe zum heimischen Land und seinen Schönheiten, zur Scholle, auf der sie geboren, um einmal diesem Lande und seinem Gedeihen aufs beste dienen zu können. Und sie hoffen, schon durch ihr Wandern etwas wirken zu können, nämlich, Stadt und Dorf, die sich oft wenig verstehen, einander näher zu bringen, da und dort den Blinden die Augen zu öffnen über Barbareien, mit denen sie ihre Naturschätze verunstalten, und vielleicht durch ihr frisches freies Kommen und Gehen den allzu Seßhaften, den Langschläfern und Zimmerfatten und Genüßsamen die heilsame, gnadenspendende Sehnsucht im Blute zu wecken, die sie selbst fröhlich leitet, wie H. Ullmann einmal im „Kunstwart“ so schön sagte.

Es ist klar, wenn etwas Eingeschlummertes, oder vielleicht gar als überwunden Geglaubtes wieder geweckt werden soll, so muß es zielbewußt geschehen. Auch die Wandergesinnung

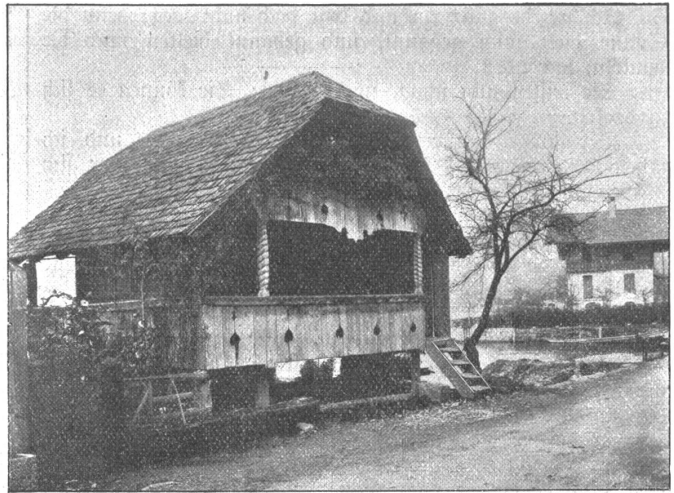


Bauernhaus in Merligen.

muß herausgebildet werden. Und je stärker das Mittel ist, das angewendet wird, je größer ist vielleicht der Erfolg. Vielleicht. Nur vor einem hüte man sich: Vor dem Massenbetrieb. Sonst wird der Wanderbrauch, den wir wieder wecken wollen, zur Wandermode. Und diese hätte kurzen Bestand. Alles Wandern in übergroßen Häufen tötet seine feinsten und wesentlichsten Werte, denn der Genuß beim Wandern muß ein persönlicher sein. Es wäre jammer-schade, wenn gerade das wieder erwachte Wandern dort stecken bliebe, wo die Großzahl der heutigen Touristik steckt und verkümmerte, nämlich, daß sie nicht viel mehr wert ist, als ein Sport und Refordeschlagen.

Hoffen wir, daß der gute Geist, der das Wandern weckte, es davor bewahre und hoffen wir, daß noch viel mehr Unerweckte das alte Wanderglück kennen und lernen, daß beim Handwerksgefallen der verschimmelte „Berliner“ wieder zu Ehren gelange und wir wieder so etwas wie einen allgemeinen Brauch des Wanderns bekommen, der tief im Volksbewußtsein Heimat und Geltung hat, dann wird auch der reisende Handwerksbursche wieder zu treffen sein und die Poesie der Landstraße wiedererwachen, trotz Automobil und Fahrrad.

E. Schr.



Alter Speicher in Merlingen.

Sonnenhaß.

Skizze von Hedwig Diehi-Bion, Bern.

Zahraus, jahrein saß die Näh-Marie an ihrem Fenster, durch das nie ein Sonnenstrahl fiel. Um ihr vergrämtes Gesicht schmiegte sich schlichtes braunes Haar, das schon von weißen Fäden durchwirkt war. Aber ihre Züge waren fein geschnitten, und ihre Augen hatten den feuchten Glanz der Schwermut.

Kein Blumentopf schmückte den schmalen Fenstersims, an dem sie saß, tief über ihre Arbeit gebeugt. Die blassen, fleißigen Finger sanken selten in den Schoß, und wenn es geschah, dann starrte die Näh-Marie durchs Fenster und seufzte.

Ein trübseliges Zimmer umschloß sie, dunkel und kalt, aber blitzhauber gehalten. Wenn man sich zum Fenster hinausbeugte, aber weit, weit hinaus, dann konnte man ein winziges Stück Himmel erspähen, das wie ein blaues Auge herniederlachte.

Aber die Näh-Marie beugte sich nie so weit hinaus, und ihre Augen haben das schöne Himmelsblau wohl nie geschaut.

Sie sah nur gerade vor sich hin, und dann traf ihr Blick auf eine feuchte, fast schwarze Mauer, die sich keine zwei Meter weg vor ihrem Fenster hoch und finster aufstürmte. Hier und dort hing eine mattgrüne, kleine Pflanze trübselig an einem vorragenden Stein. Sonst dumpfe, trostlose Einförmigkeit.

Nie traf ein Sonnenstrahl das schmale Fenster, an dem die bleiche Marie saß und nähte. Das war es eben, was sie wollte. Deshalb wohnte sie seit zwanzig Jahren in dem elenden Hofzimmerchen. Die Näh-Marie haßte die Sonne.

Weshalb?

In einer banger Dämmerstunde hat sie es mir erzählt. Niemandem sonst, nicht vorher, nicht nachher.

Ich sehe sie noch heute vor mir, wie sie dafuß, in den Strohsessel zurückgelehnt, der ihr Arbeits- und Ruheplatz war. Ihre Blicke gingen wie suchend an der schwarzen Mauer auf und ab, als sie erzählte.

Aus der grauen Dämmerung leuchtete ihr leidvolles Antlitz weiß hervor. Jetzt ruhten ihre Hände. Wie leblos lagen sie ineinandergepreßt auf dem schwarzen Kleid. Ich habe sie nie anders als schwarz gekleidet gesehen. Ihre Stimme klang müde und eintönig, als sie begann:

„Man sieht es mir nicht mehr an, daß ich vor zwanzig Jahren jung und schön und blühend war wie nur je ein

Mädchen. Arm war ich, aber brav und fleißig und unerschrocken. Ich stand ganz allein auf der Welt. Arbeit hatte ich auch genug; denn ich nähte flink und sauber.

Wenn ich in meinem armseligen Stübchen am Fenster saß, das in einen schmalen Hof ging, dann sang ich hell auf wie eine Lerche. Das ist nun alles weg. — Aber damals war ich ein übermütiges, junges Ding, obschon ich mit niemand verkehrte. Bis der Tag kam, der ... ich will aber nicht vorgehen.

Also, ich saß Tag für Tag über meine Näherei gebeugt, bis es dunkelte. Dann vertrug ich die Arbeit zu meinen Kunden.

Einmal saß ich auch wieder an meinem Fensterplatz. Es war ein schöner blauer Frühlingstag. Es mußte ein solcher sein; denn mein Stübchen war ganz hell, und mit lautem Zwitschern strichen Vögel blitzschnell durch die Luft.

Aber ich konnte den Frühlingshimmel nicht sehen und die blaue Luft; denn vor mir stieg, wie hier, eine Mauer steil in die Höhe. So ahnte ich den hellen Frühlingstag nur.

Ich weiß noch genau, wie ich mich weit aus dem Fenster beugte und dachte: „O schaute doch die Sonne ein einzig Mal durch mein Fenster!“

Da — geschah ein Wunder?

Auf einmal traf ein donnernder Lärm mein Ohr, wie von stürzenden Steinen, und zugleich war mein Stübchen in Licht getaucht. In funkelndes, goldenes Sonnenlicht! Es wurde mir beinahe schwindlig.

War das noch mein armes Hofzimmer, das jetzt aussah wie ein goldener Palast? Ein warmer Strahl traf gerade mein Gesicht, daß ich schügend die Hand darüber legen mußte. Und immer mehr Licht, warmes goldenes Sonnenlicht —

Ich schaute in die Höhe und geradewegs in den blauen Himmel hinein. Ein großes Stück der Mauer war weg. Ich hörte harten Hammerschlag und das Knirschen der Werkzeuge. Dazwischen lachende Männerstimmen.

Und plötzlich tauchte über dem zerrissenen Mauerrand ein braunes Gesicht auf. Ich sah erst nur blitzende Augen und blitzende Zähne.

Der junge Arbeiter lachte laut auf, als er mich am Fenster sah, und rief dann mit heller Stimme: Buon giorno, Signorina!